

Buchbesprechungen

ECKHARD SPEETZEN: *Findlinge in Nordrhein-Westfalen und angrenzenden Gebieten*. 172 S.; 43 Abb., 9 Tab. im Text; 111 Kurzbeschreibungen und Fotos im Anhang; 1 Kt. in der Anlage. Krefeld (Geologisches Landesamt Nordrhein-Westfalen) 1998.

Findlinge („Erratika“, „Glaziale Großgeschiebe“) gehören zu den auffälligsten Spuren der pleistozänen Großvergletscherungen. Schon im 18. Jahrhundert als „ortsfremd“ erkannt, führten sie Anfang des 19. Jahrhunderts zu der Erkenntnis, daß sie durch gewaltig vergrößerte Gletscher an den Ort ihres Vorkommens transportiert worden seien und gaben damit den ersten Anstoß zur Beschäftigung mit dem Bewegungsmechanismus vorzeitlicher Gletscher und so schließlich mit dem „Eiszeitalter“ überhaupt. Viel früher schon sind sie aber auch – in Gegenden, wo anstehendes Gestein fehlte – als willkommenes Baumaterial genutzt worden. In Norddeutschland zeugen davon die spätneolithischen Großsteingräber ebenso wie die Fundamente zahlloser mittelalterlicher Dorfkirchen, barocke Befestigungen ebenso wie die Kaianlagen der Tidehäfen. Im 19. und frühen 20. Jahrhundert haben sie – zerschlagen – das Material für städtisches Straßenpflaster und – noch prosaischer – die Packlage unter den Überlandstraßen geliefert, heute dienen sie als öffentliche Gedenksteine oder als Gartenschmuck auf Privatgrundstücken. Findlinge in ursprünglicher Position sind daher selten geworden, und es ist an der Zeit festzuhalten, wo überhaupt man sie noch finden kann.

Die vorliegende Arbeit unterzieht sich dieser Aufgabe für das Gebiet Nordrhein–Westfalens, wo es nur einmal – während des Hauptvorstoßes der Saale-Eiszeit – zu einer Eisüberfahung kam und Findlinge daher von vornherein seltener waren als etwa in den Jungmoränengebieten Norddeutschlands. Sie gliedert sich in zwei unterschiedlich umfangreiche Teile: den eigentlichen Text (53 Seiten) und einen Anhang (112 Seiten), in dem die Findlinge je für sich im einzelnen behandelt werden. Eine separat beigefügte Karte unterrichtet über Lage, Größe und Herkunftsgebiet der Findlinge in Westfalen und den angrenzenden Gebieten der Rheinlande, der Niederlande und Niedersachsens.

Der Text gibt zunächst Definitionen, unterrichtet sodann über die Größenklassen, über den Eistransport und die Verbreitung der Findlinge, über ihre Verlagerung durch den wirtschaftenden Menschen und schließlich über Findlingssagen und die Bedeutung und Bewertung der Findlinge in heutiger Zeit. Eingängig geschrieben und mit (farbigen) Abbildungen – darunter zahlreiche Photographien – gut ausgestattet, vermag er auch dem interessierten Laien einen Überblick über das Sachgebiet und den derzeitigen Forschungsstand zu geben. Die Zusammenstellung der bisher bekanntgewordenen Findlinge von mehr als 2 Meter größtem Durchmesser im Anhang gibt jeweils neben einer (Schwarz-Weiß-)Abbildung die topographischen Daten für den heutigen Fundort, sodann Angaben über Größe, Form, Volumen und Gewicht, schließlich Bemerkungen über die petrographischen Merkmale, das Herkunftsgebiet (soweit möglich), den ursprünglichen Fundort und die Geschichte der Verlagerung.

Die Arbeit ist nicht in erster Linie für den Fachmann bestimmt: der holt sich die entsprechenden Informationen zweckmäßigerweise in der vom gleichen Verfasser zusammen mit K. SKUPIN und J.G. ZANDSTRA publizierten Monographie „Die Eiszeit in Nordwestdeutschland“ (1993). Sie ist vielmehr zu sehen im Zusammenhang mit dem Bemühen der Quartärgeologie, einer weiteren Öffentlichkeit die Tatsache nahezubringen, daß Mitteleuropa seine Geländegestalt – und damit die Grundlage allen heutigen Lebens – im wesentlichen den pleistozänen Eiszeiten verdankt, deren letzte erst vor 10.000 Jahren zu Ende ging. Sie hätte ihren Zweck erfüllt, wenn sie dazu beitrüge, „Naturschutz“ nicht nur – wie heute noch vielfach üblich – allein als Schutz von Pflanzen und Tieren aufzufassen, sondern auch die unbelebte Natur – und dazu gehören auch die Findlinge – als schützenswertes – jedenfalls aber behutsam zu behandelndes – Erbe der Menschheit zu betrachten.

Karl Albert Habbe, Erlangen

MARCEL OTTE und LAWRENCE G. STRAUS (Hrsg.): *Le Trou Magrite: Fouilles 1991–1992. Résurrection d'un Site Classique en Wallonie*. Etudes et Recherches Archéologiques de l'Université de Liège, ERAUL 69, Liège 1995.

Die Ausgrabungen in der Höhle „Trou Magrite“ zu Pont à Lesse durch E. Dupont 1867 hätten ein Markstein für die Gliederung des Jungpaläolithikums werden können: Dort wurde nicht nur das Aurignacien (im heute üblichen engeren Sinn = „Mittelaurignacien“ bei Breuil) unter dem Namen „Montaiglien“ erneut festgestellt, sondern eine darüber folgende, stratigraphisch offenbar schwer zu fassende Typengruppe als „Magritien“ davon abgehoben. „Damit war für Belgien eine Unterscheidung zwar nicht völlig sauber vollzogen, aber doch in den Grundlinien erkannt: sie wurde in anderen Gebieten erst sehr viel später erreicht“ (K. J. Narr, Studien zur älteren und mittleren Steinzeit der Niederen Lande [1968] 188). Nimmt man die geringen Zeugnisse für ein Magdalénien hinzu, ergibt sich für eine Zeit lange vor de Mortillet und erst recht vor Breuil die grundlegende Einteilung des Jungpaläolithikums, allerdings ohne das auf Teile Frankreichs und Spaniens beschränkte Solutréen. Der Sachverhalt blieb – zumindest terminologisch – unbeachtet, auch nachdem H. Breuil das Aurignacien in das „Mortillitsche System“ eingefügt hatte, das zwar immer noch so genannt wird, aber doch eigentlich als das Mortillet-Breuilische zu bezeichnen wäre. Daß die Ausgrabungen und Berichte von Dupont den heutigen Ansprüchen nicht genügen und die Stratigraphie im oberen Teil, d. h. für das Gravettien in der Form des „Magritien“, unsicher blieb, ändert prinzipiell nichts daran. (Offenbar war diese Schicht durch die Anlage einer „Promenade“ bereits um 1830 weitgehend zerstört worden.) Die Unklarheiten möglichst zu beseitigen war das Hauptziel der neueren Ausgrabung durch das sehr aktive Lütticher Institut.

Die sorgfältig durchgeführten und dokumentierten Untersuchungen ergaben für die untere Schicht (Stratum 5) nur sehr wenig Artefakte mittelpaläolithischer Art, die darüber folgende Lage (Stratum 4) kaum Formen des Moustérien, wenig Klingen und nur einen eindeutigen Stichel. Die folgende Fundschicht (Stratum 3) lieferte neben Artefakten von der Art des Aurignacien eine Anzahl größerer Stücke, wie sie im allgemeinen dem Moustérien zugewiesen werden, und dazu ein Fragment einer Blattspitze und einer Klinge mit abgestumpftem Rücken sowie ein Stück mit konkav retuschiertem Ende. Dieser Befund gewinnt an Interesse angesichts der neueren Diskussion über das Verhältnis von Moustérien und Aurignacien, doch ist dafür der stratigraphische Hiatus zwischen den Straten 4 und 3 zu beachten. Klare Belege für eine Einordnung in das Aurignacien brachte das Stratum 2, bei Fehlen jeglicher Hinweise auf ein Gravettien (neuerdings lokal auch „Maisiérien“ genannt). Seine ehemalige Anwesenheit ist jedoch durch eindeutige Formen in den älteren Sammlungen, in denen die stratigraphischen Unterscheidungen nicht erhalten blieben, ausreichend bezeugt. Eine entsprechende Schicht dürfte zerstört sein, und war es vielleicht auch weitgehend bereits in Dupont's Zeit. Gewisse Schwierigkeiten bereiten, nicht zuletzt für die Parallelisierung mit den Angaben von Dupont (nach den alten Sammlungen: Otte 1979), und für die allgemeine Position die Blattspitzen bzw. Klingen mit flacher „invasiver“ Retuschierung. (Um derentwillen dachte H. Obermaier an eine Solutréen: Reallexikon I. 1924, 393.)

Auf die umfangreichen statistischen Untersuchungen sei hier nicht näher eingegangen. Zu erwähnen ist aber immerhin, daß sich zumal in dem tiefen Stratum 4 bei den Fundstücken ein Unterschied zwischen Zahl und Größe, reflektiert im Gewicht, deutlich abzeichnet: von den „debris“ sind 20% nach der Zählung aus nicht lokalem Material, vom dem kein retuschiertes Artefakt vorliegt, nach dem Gewicht aber nur 3%; hingegen sind es nach der Zählung aus dem lokalen Stein 59% bzw. nach Gewicht 83%. Flint nimmt in den Schichten 3 und 2 gegenüber 5 erheblich zu, wogegen Kalkstein zwar in der Schicht 4 gegenüber 5 zunimmt, danach aber erheblich abnimmt, und ähnlich steht es mit Quarzit. „Chert“ ist in der Schicht 5 gut vertreten, nimmt aber in den Straten 4–2 deutlich ab. Alles in allem zeigt sich eine Zunahme nicht-lokaler Rohmaterialien (Flint) im Verhältnis zu dem lokalen erreichbaren Chert, Kalkstein und Flußkiesel aus Quarzit, mit anderen Worten eine deutliche Veränderung zugunsten nicht-lokaler Rohstoffe im Aurignacien.

Besondere Beachtung haben stets auch die Kunstwerke von dieser Fundstelle gefunden, nicht zuletzt das anthropomorphe Figürchen. Die Bearbeiterin, M. Lejeune, sieht nach den Angaben von Dupont keinen Grund für eine Zuweisung zum Gravettien/Périgordien, sondern möchte es ebenso wie das gravierte Fragment einer Rengeweihestange dem typischen Aurignacien zuweisen. Als Parallelen nennt sie den „Phallus“ vom Abri Blanchard, dazu die allgemein als jünger angesehenen Figuren von Pédromost und schließlich die wiederum früh zu datierende vom Hohlenstein, die sie als „Lionne“ bezeichnet, also für einen (nicht sicher als solchen zu erkennenden) weiblichen Körper mit Löwenkopf hält. (Der erste Vorstoß in dieser Richtung durch E. Schmid scheint der Verf. allerdings unbekannt geblieben zu sein.) Das mag zunächst verblüffen, aber die derzeitige Forschungslage kennt eben derart frühe Funde, zumal von Kleinplastiken; wie es mit der Gravierung steht, ist eine andere Frage.

Eine kritische Beurteilung der Radiokarbonaten läßt Otte und Strauß die Ergebnisse für die Schicht 3 für die besten halten, nämlich 41.000 ± 1.700 B.P. und mehr als 34.000 B.P., die nach Knochenmaterial mit gut erhaltenem Protein gewonnen sind. Für ein hohes Alter sprechen auch die Daten aus der hangenden Schicht 2, die zwischen 30 und 34 Jahrtausenden B. P. liegen.

Mag die Fehlanzeige für eine stratigraphische Fixierung des „Magritien“ auch enttäuschen, ist dessen Existenz durch das Vorhandensein entsprechender Typen doch belegt. Im übrigen aber zeigt diese neuere Ausgrabung, daß man nicht so leichtfertig ältere Befunde mit dem Ausdruck „altgegraben“ abwerten sollte. (Dupont hatte im übrigen auch schon an anderen Fundstellen eindeutig eine vor-jungpaläolithische Periode festgestellt, die später den Namen Moustérien erhielt, und in die

er den damals noch nicht so zu definierenden Neandertaler-Unterkiefer von La Naulette einordnete). Der Rezensent sieht es auch angesichts der sehr willkommenen und im vorliegenden Band präzise und übersichtlich publizierten neueren Forschungen als gerechtfertigt an, daß er einem Buch die folgende Widmung vorausgestellt hat: „Dem Gedenken der Pioniere der belgischen Alt- und Mittelsteinzeitforschung, deren Leistungen neben denen von Angehörigen größerer Nationen zu Unrecht oft wenig beachtet werden.“

Karl J. Narr, Münster i. W.

THOMAS TERBERGER: *Die Siedlungsbefunde des Magdalénien-Fundplatzes Gönnersdorf – Konzentrationen III und IV. – Der Magdalénien-Fundplatz Gönnersdorf Band 6.* 329 S., 181 Textabb., 18 Tab., 41 Taf., 3 Beilagen. Stuttgart 1997.

In Form des sechsten Bandes liegt nun die überarbeitete Fassung der 1991 von Thomas Terberger eingereichten Dissertation vor. Im einleitenden, etwa 10 Seiten umfassenden Teil weist der Autor auf seinen Versuch einer Erarbeitung der „Gesamtstruktur der Befunde...in ganzheitlicher Form“ hin (S. 13). Dargestellt werden hier kurz der zeitliche Ablauf der von 1969–76 dauernden Grabung und die dabei angewendete Grabungstechnik. Aufgezählt finden sich die einzelnen Bände der Reihe und die bisher durchgeführten Magisterarbeiten. Wichtig erscheint die schon von anderen vor einigen Jahren (Arch. Korrb. 24, 1994, 1–28) vorgenommene absolute Datierung des Fundplatzes vor das Bölling-Interstadial in die Älteste Dryas-Zeit. Thomas Terberger trennt die beiden von ihm bearbeiteten Konzentrationen räumlich „schematisch“ bzw. „intuitiv“ (S. 20) durch fundarme Zonen entlang der Quadratmetergrenzen des Grabungsnetzes. Dies führt zur Zuordnung von 126 m² zu Konzentration IV (K IV) ganz im Norden und von 130 m² zu Konzentration III (K III) in der Mitte der Grabungsfläche. Für letztere wird bewußt der Übergangsbereich zu K II miteinbezogen (S. 20).

Auf 140 Seiten wird zuerst K IV vorgestellt. Der Vorteil bei ihrer Bearbeitung liegt in der Übersichtlichkeit der evidenten Strukturen und der für das Magdalénien des Neuwieder Beckens geringen, für den Leser mit rund 700 kg Gesteinen aber immer noch beeindruckenden Fundmenge. Nach den Ergebnissen von Thomas Terberger wurde in einer ersten Aufenthaltsphase in K IV Tertiärquarzit, Chalcedon, Feuerstein, Kieseloolith und paläozoischer Quarzit eingebracht. Diese Rohmaterialien fanden sich vor allem im Süden einer mit Steinen umbauten Feuerstelle. Zwei bis drei Meter um die Feuerstelle lagen zwölf große Schieferplatten. Die (zum Teil gestörte) Lage dieser Platten führte in Verbindung mit der räumlichen Verteilung der Steinartefakte über die ring§or-Methode zur Rekonstruktion eines Stangenzeltes mit Eingang im Südwesten. Die mit tausend Stück wenigen Silices geben selten Hinweise auf Grundproduktion und lassen an einen kurzen, nur wenige Tage dauernden Aufenthalt denken. Mehrere Meter weiter nördlich fand sich in sonst fast fundfreiem Umfeld eine zweite, durch zahlreiche Gesteine charakterisierte Feuerstelle. Das Rohmaterialspektrum und die Zusammenpassungen stellen sie in einen engen Zusammenhang mit dem rekonstruierten Zelt. Eine spätere Begehung wird durch Kieselschiefer als örtlichem Rohmaterial angenommen, da es in seiner räumlichen Verteilung keinen Bezug zu den oben beschriebenen Befunden zeigt. Wichtig scheint das Vorkommen der wenigen, kaum deutlich gravierten Schieferstücke im angenommenen Zeltring von K IV (Abb. 53), was für ihre Zweitverwendung spricht. Gegenüber den tausend Silices, dem seltenen Hämatit und den wenigen Tierknochen (1,4 kg Pferdeknochen von mindestens zwei Individuen neben wenigen Gramm Cerviden-, Gamsen- und Renknochen) fällt die schon erwähnte große Menge an Gesteinen auf, darunter glatter Schiefer (341 kg), Quarzit (177 kg), quarzitischer Schiefer (120 kg) und Quarz (41 kg). Alle stammen aus der Umgebung des Platzes oder vom nahen Rhein. Erwähnenswert ist ein 15 kg schweres Basaltstück, dessen nächstes Vorkommen die gegenüberliegende Rheinseite ist. Da das Gestein entweder im Winter über den zugefrorenen Rhein oder mit Hilfe von Booten herangeschafft worden sein muß, erfolgt an dieser Stelle eine Diskussion der Verwendung von Booten mit deren Belegen aus dem Mesolithikum. Zu berücksichtigen ist dabei auch die mehrere Jahrzehnttausende früher stattfindende Besiedlung Australiens mit der Überquerung von mindestens 65 km breiten Meeren (z.B. S. Bowdler in *Antiquity* 69, 1995, 954). Der Grund für die Verwendung der Gesteine wird im Zusammenhang mit Feuerstellen (Wärmereflektor/-überträger, Kochstein etc.) oder in der Befestigung von Zeltplanen gesehen. Dabei wird der Transport von bis zu 30 kg schweren Stücken vermutet, die während einzelner Begehungen immer wieder verwendet, d.h. in andere Konzentrationen transportiert oder von dort mitgenommen wurden. Die Zusammenpassungen von Gesteinen zwischen den Konzentrationen belegen, daß alle Befunde Ergebnis einer Begehung waren oder die gesamte Fläche mit ihren Strukturen während längerer Zeit offen lag, was zur Nutzung der Hinterlassenschaften früherer Aufenthalte führte. Thomas Terberger vermutet dabei eine Gleichzeitigkeit der angenommenen Jaranga von KI mit KIII und seinem Zeltring K IV.

Bei K IV bleibt zu fragen, warum aus dem sich im Befund abzeichnenden Halbkreis ein Kreis und damit das rekonstruierte Zelt werden muß. Hier ist durchaus auch ein einfacher, nach Süden hin offener Windschutz möglich. Solche einfachen Bauten sind sogar aus hocharktischen Gebieten erwähnt (z.B. *Handbook of North American Indians* (1984, 530). Anzumerken ist, daß aus Grönland vage als „shelter“ beschriebene, ähnliche Strukturen unbekannter Funktion beschrieben werden (H./B. Sandell. – In: *The Paleo-Eskimo cultures of Greenland* (1996, 166). Zudem können menschliche Aktivitäten oder Tiere, z.B. Bären (Nat. Hist. 90, 1981, 64–70), nachträglich eine Struktur zerstören. So ist z.B. eine spätere Begehung des

Platzes durch Tiere anhand der zum Teil zerbissenen Bovidenknochen zu vermuten, die sich etwas oberhalb des Fundhorizontes fanden. Daß die Kieselschieferartefakte eine zweite Begehung anzeigen, ist nicht unwahrscheinlich. Genauso möglich könnten aber eine früher stattgefundenen Aktivität, ein anderes Abfallverhalten oder ein Bezug zum weiteren, nicht ausgegrabenen Fundareal sein. Bedenkt man die Interpretation von Befunden aus dem Magdalénien des Pariser Beckens (F. Audouze et al. in: M. Otte (Ed.), *De la Loire à l'Oder* (1988) 69) können weniger gute Steinschläger auch weiter von der Feuerstelle entfernt gearbeitet haben. Natürlich darf man Steingeräteinventare von Fundplätzen inkl. altgegrabener Inventare mit Hilfe einfacher Werkzeugdifferenzierung vergleichen. Allerdings ist es immer wichtig zu fragen, wie die Gerätespektren zustandekamen. So gibt es heute durch detaillierte Auseinandersetzung mit Material, z.B. von Fundplätzen im Pariser Becken (F. Audouze et al. 1988, op.cit. 55–84), oder jüngst von Champrévyres (*Ann. Soc. Suisse Préhist. Arch.* 77, 1994, 127–129) und der Buttenthalhöhle (Fundber. Bad.-Württ. 20, 1995, 13–158), durch Zusammenpassungen, räumliche Verteilung oder Gebrauchsspurenanalyse nach jetzigem Wissensstand belegbare Aussagen zur Entstehung von Geräten und deren Häufigkeiten.

Auf fast 160 Seiten wird K III diskutiert. Sie ist durch eine Vielzahl an Funden charakterisiert: neben Gruben, organischen Artefakten, gravierten Schieferplatten und etwa 70 Rondellen, kommen über 1.800 kg Gesteine vor, die zum Teil in Form 55 kg schwerer Stücke über 40 Höhenmeter vom 200 m weit entfernten Rhein herantransportiert wurden. Allein die Fundmenge zeigt den wesentlich komplexeren Aufbau dieser Konzentration. Im Gegensatz zu K IV scheinen hier keine intensiven Zusammenpassungsversuche an Gesteinen versucht worden zu sein. Bei den Steinartefakten erfolgte allein eine Berücksichtigung der retuschierten Formen. Über die Gesamtzahl der Silices in K III liegen „keine exakten Angaben vor“ (S. 188). Im Zentrum der Konzentration befindet sich eine Fundanhäufung von knapp 5 m Durchmesser mit einer ebenerdig rekonstruierten Feuerstelle. Unter der Fundschicht waren 21 mit Siedlungsresten verfüllte Vertiefungen ausgegraben worden, von denen mindestens 13 eindeutige Gruben sein sollen. Sie werden als Vorratsbehältnisse, Kochgruben o.ä. interpretiert. Auffallend war eine Grube mit vielen Silices, Gagatstücken und Rondellen. Angenommen wird eine jarangaähnliche Behausungskonstruktion ohne eingetiefte Pfosten. Aufgrund der Kartierung von Funden liessen sich noch vier weitere Feuerstellen postulieren. Im Gegensatz zu K IV ist eine Vielzahl an Aktivitäten, wie die Bearbeitung organischen Materials oder Schmuckherstellung nachweisbar. Auf dem größten Teil der Schieferstücke fanden sich gravierte Linien, von einzelnen Strichen bis hin zu davon übersäten Exemplaren. Hier wird eine lange Verwendungsdauer mit verschiedenen Nutzungsstadien und dadurch keine Trennung von Bildträgern und Arbeitsplatten angenommen. Eher regellos verteilt sind die ansprechbaren Darstellungen, vor allem in Form von Frauen- und Pferdebildern. Für die Knochen gibt es eine Vorbestimmung: danach kommen mindestens sechs Individuen von Pferd, zwei von Ren, 39 von Fuchs und 29 von Hase vor. Sehr wenige Knochen stammen von Nashorn, Elch, Rothirsch, Gemse und Boviden. Knochen von Pferdehoften legen eine Datierung in die kalte Jahreszeit nahe. Da westeuropäischer Feuerstein und Kieselschiefer in den Gruben nicht oder nur selten auftreten, werden diese Rohmaterialien einem späteren Aufenthalt zugewiesen, der stattfand, als die Gruben schon verfüllt waren.

So stellt sich K III als ein kompliziertes Gebilde aus unterschiedlichsten archäologischen Hinterlassenschaften dar, die aus größerer Distanz oder von benachbarten Arealen herantransportiert, an einer Stelle zu verschiedenen Zeiten oder an mehreren Plätzen gleichzeitig gefertigt oder weiterverwendet wurden, zum Teil nach Wiederbenutzung oder Bruch und im Laufe der Zeit nicht immer an ihren ursprünglichen Herstellungs- oder Verwendungsort zurückgelangen. Deswegen wird abschließend richtig formuliert: „Dem augenblicklichen Kenntnisstand nach zu urteilen, stellt sich der Siedlungsablauf in Gönnersdorf recht komplex dar, und es kann insgesamt mit einer dichten Verzahnung der verschiedenen Aufenthalte gerechnet werden“ (S. 315). Beim Lesen der Ausdeutung von späten und frühen Aktivitäten hat man dann auch den Eindruck, daß alles noch viel diffiziler und damit für die Archäologen unübersichtlicher abgelaufen ist.

Als Fazit ist die gelungene Dokumentation der Daten in Bild und Text hervorzuheben. Ist jeder weitere Band zu Gönnersdorf so gestaltet, kann man auch noch in Jahren versuchen, den Siedlungsablauf anstatt mit Tonnen von Gesteinen nur mit Hilfe eines handlichen Buches zu interpretieren.

Clemens Pasda, Erlangen

LUDMILA IAKOVLEVA und GENEVIÈVE PINÇON: *Angles-sur-l'Anglin (Vienne). La Frise sculptée du Roc-aux-Sorciers*. Document Préhistorique 9. 168 S., 173 Abb., Paris 1997.

Der berühmte Fundplatz von Angles-sur-l'Anglin, in der Literatur auch bekannt als Roc-aux-Sorciers, wurde schon 1929 von Lucien Rousseau angegraben. Er traf ein reiches Magdalénien III an, das er in einem größeren Artikel vorstellte (BSPF 30, 1933). Bei dieser Gelegenheit fand er eine Felsplatte mit einer Gravierung, die H. Breuil als Mammutdarstellung identifizierte. Die Felsreliefs an der Rückwand des Abris konnte er jedoch noch nicht sehen, da sie von Sedimenten überdeckt waren und erst durch S. de Saint-Mathurin und D. Garrod freigelegt wurden, die zwischen 1947 und 1964 in Angles-sur-l'Anglin umfangreiche Ausgrabungen durchführten. So erfolgreich deren Forschungen auch waren, standen sie doch unter

einem sehr ungünstigen Stern. Anfangs berichteten die Ausgräber regelmäßig in kurzen Notizen über ihre Ergebnisse. Nach dem Tod von D. Garrod im Jahre 1953 wurden die Nachrichten über Fortgang und Ergebnisse der Grabungen immer spärlicher und als dann 1991 auch S. de Saint-Mathurin verstarb, bestand die Gefahr, daß der Roc-aux-Sorciers in Vergessenheit geraten würde. Alle Informationen und Abbildungen mußte man sich aus kleinen, speziellen, oft schwer zugänglichen Artikeln und Illustriertenberichten zusammentragen. Da sich die Reliefs von Angles-sur-l'Anglin durchaus mit den Malereien von Altamira oder dem etwas älteren Lascaux messen können, hat wohl jeder, der sich mit der Felskunst beschäftigt, das als großen Verlust betrachtet, zumal die Reliefs durch die Fundumstände einwandfrei datiert werden und somit ein wesentlicher Fixpunkt der Chronologie der Eiszeitkunst hätten sein können. So war es ein außerordentlich verdienstvolles Unterfangen seitens der Autoren, den wohl ausgedehntesten Relieffries des Jungpaläolithikums vor dem Vergessen zu bewahren und der Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Der Roc-aux-Sorciers liegt etwa 1,5 km oberhalb des Zusammenflusses von Gartempe und Anglin direkt am rechten Ufer des Flusses, etwa in der Mitte zwischen Poitiers und Châteauroux beim Dorf Angles-sur-l'Anglin. Die rund 50 m lange Felswand gliedert sich morphologisch in zwei Abschnitte: flußaufwärts die Cave Taillebourg, ehemals ein großer Abri, dessen vorspringendes Felsdach am Ende des mittleren Magdalénien zusammengebrochen ist, wobei die dortigen Reliefs weitgehend zerstört worden sind, und flußabwärts der Abri Bourdois, der eigentlich nur aus einem unbedeutenden Felsgesims besteht und deshalb nur geringfügige Felsabbrüche aufweist. Im Abri Bourdois haben sich zahlreiche Reliefs von Tieren und Menschen erhalten. Sie sind einwandfrei in das Magdalénien III datiert, da die Siedlungsschichten am Fuß des Abris bereits im Laufe dieser Periode begannen, die Wandreliefs zu überdecken, so daß sie schon gegen Ende des mittleren Magdalénien weitgehend unter ihnen verborgen waren. Die mehr oder weniger senkrechte Felswand wird durch Vor- und Rücksprünge und Klüfte gegliedert. Sie geben den einzelnen Abschnitten den Charakter von in sich geschlossenen Bildfeldern, die von den Eiszeitkünstlern offenbar auch so begriffen worden sind. Denn einige Bildgruppen wurden als geschlossene Kompositionen in diese Flächen eingefügt. In die senkrechten Felskanten, die die Bildflächen rahmen, und wohl auch in das horizontale Felsgesims darüber wurden Ösen geschlagen, an denen wahrscheinlich Zeltplanen oder ähnliches befestigt wurde. Zu Füßen der Bildflächen lagen große Feuerstellen, die als Herde und vermutlich auch zum Beleuchten der Kunstwerke gedient haben. Detaillierte Aussagen über Begehungen und Siedlungsstrukturen lassen die Ausgrabungsmethoden der fünfziger Jahre nicht zu. Die wenigen ¹⁴C-Daten sind widersprüchlich, bestätigen im wesentlichen jedoch die archäologischen Befunde.

Thema des Buches sind ausschließlich die Reliefs des Abri Bourdois und in Auszügen die Fragmente der Cave Taillebourg. Sie werden zunächst in ausführlichen Beschreibungen vorgestellt, in denen auch auf technische Details eingegangen wird. Es gibt Reliefs, die eigentlich nur von breiten Linien umrissene Gravierungen sind, andere verdienen den Namen durchaus im heutigen Sinne, da der Fels in ihrem Umfeld abgetragen und die Oberflächen der Bilder sorgfältig modelliert worden sind. Ursprünglich waren die Reliefs mit schwarzer und roter Farbe bemalt, so daß sie den Bisonbildern auf Felsbuckeln in Altamira sehr ähnlich gewesen sein dürften. Maßangaben beschränken sich an dieser Stelle der Publikation auf die Feststellung, die Bisonten und Pferde seien in halber Lebensgröße, Steinböcke und Menschen dagegen in natürlicher Größe wiedergegeben. Die genauen Maße sind am Ende des Buches in Tabellen zusammengefaßt, doch wären einige Zahlen im beschreibenden Teil durchaus hilfreich für den Leser. Im zweiten Abschnitt des Buches werden dann die verschiedenen Themen – Tiere und Menschen – in ihren kunsthistorischen Kontext gestellt. Hier wird man in Zukunft, und auf der Basis der vorliegenden Monographie, noch manche Erkenntnis beisteuern können. Außer den Reliefs scheint es im Abri Bourdois noch zahlreiche Gravierungen zu geben, deren Vorlage leider einer weiteren Veröffentlichung vorbehalten bleibt.

Topographie und Archäologie des Fundplatzes selbst werden nur sehr kurz abgehandelt. Der Leser, der keinen Zugang zur Grabungsdokumentation und zur spärlichen älteren Literatur hat, wird das als großen Mangel empfinden. Ein Grund- und Aufriß der Fundstelle hätte sehr zu Verständnis der inneren Gliederung des Frieses und zur Arbeitstechnik der Eiszeitkünstler beigetragen. Profilzeichnungen und Fundabbildungen fehlen leider vollkommen, so daß sich der Leser kaum ein Bild von den so wichtigen archäologischen Befunden machen kann. Selbst die Aussage, der Fries sei im mittleren Magdalénien entstanden, hätte durchaus eine Präzisierung verdient, gehen doch die Vorstellungen zur Gliederung des Magdalénien beträchtlich auseinander. Mancher Leser wird annehmen, es handle sich um Reliefs des Magdalénien IV und nicht des Magdalénien III, was erhebliche Konsequenzen für die Chronologie der Felskunst hätte. Ein großes Manko der Veröffentlichung ist die teilweise sehr geringe Qualität der allzu kleinen Abbildungen, insbesondere der Übersichtsfotos. Da es auch hervorragende Detailaufnahmen gibt, muß man das eher dem Druckverfahren, denn den Druckvorlagen anlasten. Meisterwerke von solchem Rang hätten durchaus ebenso große und professionelle Abbildungen verdient, wie die in den vorbildlichen Monographien über Niaux, Chauvet, Cosquer, Ekain und Altxeri. So wichtig das vorliegende Buch ist, so kann es doch nur ein erster Schritt zur künstlerischen und kunsthistorischen Wertung des Frieses sein. Außerdem wartet man sehnsüchtig auf weitere Informationen zu den Grabungsbefunden. Auch wenn deren Dokumentation nicht mehr unseren heutigen Ansprüchen genügen mag, so wären dennoch alle noch so geringen Informationen für das Verständnis von Angles-sur-l'Anglin von größter Bedeutung.

FRANCESCO D'ERRICO: *L'art gravé azilien. De la technique à la signification*. 329 S. mit 331 Abb. und 19 Tabellen. XXXI^e supplément à Gallia Préhistoire, Paris 1994.

Seit ihrer Entdeckung durch Edouard Piette zwischen 1887–1890 haben die bemalten „Azilienkiesel“ die Aufmerksamkeit der Wissenschaft auf sich gezogen. Die Punktreihen, Bänder und komplexeren Zeichen, in denen man primitive Schriftzeichen oder eine Art Symbolsprache erkennen wollte, haben trotz aller Bemühungen ihre wahre Bedeutung bis heute nicht preisgegeben. Die weit selteren und weniger auffallenden gravierten Gerölle des Azilien – und mit diesen beschäftigt sich die vorliegende Publikation in erster Linie – blieben bis in jüngste Zeit weitgehend unbeachtet. Es ist das Verdienst D'Erricos, dieses spröde und doch wichtige Material gesammelt und systematisch untersucht zu haben. Wie aus dem Untertitel des Buches „De la technique à la signification“ hervorgeht, stehen weniger kunst- und kulturgeschichtliche, als vielmehr technische Aspekte im Vordergrund. Der Autor geht dabei von der naheliegenden Vorstellung aus, daß es sich bei den eingeritzten Mustern auf meist langovalen Geröllen nicht um beliebige Verzierungen, sondern um Symbole, um Bild gewordene Ideen handle, deren Verständnis man näher kommen könne, wenn es gelänge, die Handführung (*la geste*) des Zeichners, den Arbeitsablauf nachzuvollziehen; denn die Idee, die den Zeichnungen zugrunde liegt, führte die Hand des Zeichners vom Wichtigen zum weniger Wichtigen.

Unter dem Einfluß eines Artikels von K. Absolon (Dokumente und Beweise der Fähigkeiten des fossilen Menschen zu zählen im mährischen Paläolithikum, *Artibus Asiae* 20, 1957, 123 ff.) kam A. Marshack nach und nach zu der Überzeugung, die zahlreichen Punkt- und Kerbreihen auf Knochen und Steinen, die es spätestens seit dem Aurignacien gibt, seien „Notationen“, also eine Art Zählmarken, mit denen über einen gewissen Zeitraum hinweg bestimmte Ereignisse festgehalten wurden, insbesondere kalendarische Phänomene, wie die Mondphasen, die einen wesentlichen Einfluß auf das Leben früher Menschen gehabt haben dürften. Kerbreihen, Linien, Leiterbänder u.ä. seien also nicht zu einem einmaligen Zeitpunkt geschaffen, sondern nach und nach angehäuft worden. Denn er glaubt anhand von mikroskopischen Analysen nachweisen zu können, daß jede Marke, jeder Strich mit einem anderen, neuen Gerät geschnitten worden ist. Das kann aber nur der Fall gewesen sein, wenn zwischen jeder Aktion eine gewisse Zeit verstrichen ist. Nachdem diese Hypothese erst einmal geboren war, entdeckte er in immer komplexeren Bildern Hinweise auf solche Notationen.

Auch wenn die Forschung A. Marshack nur teilweise folgt, so hat sich doch die in gewissem Umfang sicher richtige Vorstellung eingebürgert, daß es schon im Jungpaläolithikum Zähl- und Kalenderstäbe gegeben hat, ohne daß man die Prämisse, nämlich die Verwendung immer neuer Steingeräte zum Gravieren der Notationen, systematisch überprüft hätte. Gerade das aber ist ein Hauptanliegen des umfangreichen und ausgezeichnet bebilderten Werkes. D'Errico versucht, objektive Kriterien herauszuarbeiten, die es ermöglichen, Aussagen über Art und Zahl der verwendeten Geräte, über Richtung und Reihenfolge der Linien usw. zu machen. Er hat dazu umfangreiche Experimente durchgeführt, die Ergebnisse protokolliert und fotografisch dokumentiert. So ist es ihm gelungen, den Arbeitsverlauf, die Vita eines Kunstwerkes von Anfang bis Ende nachzuvollziehen und dem Künstler gewissermaßen bei der Arbeit zuzusehen. Er selbst hat, wie er sagt, damit einen sehr persönlichen Bezug zum Zeichner gewonnen, wer auch immer das gewesen sein mag.

Die Experimente und Mikroanalysen haben zu der Feststellung geführt, daß die abstrakten Gravierungen auf Stein und seltener auf Knochen entgegen der von Marshack vertretenen Thesen fast immer in einem kurzen Zeitraum und nicht selten sogar mit einem einzigen Steingerät geritzt worden sind. Diese so mühsam gewonnene Erkenntnis wird den unvoreingenommenen Betrachter kaum überraschen. Denn wären die gravierten „Azilienkiesel“ Produkte von Notationen über einen längeren Zeitraum hinweg, dann wäre kaum zu verstehen, warum es über große Entfernungen hinweg nur wenige und ikonographisch festgelegte Bildtypen gegeben hat: parallel schraffierte Flächen zu Seiten einer gedachten oder markierten Längsachse des ovalen Gerölls, Leiterbänder mit randlichen Fransen, umlaufende Linienbänder, unstrukturiert schraffierte Flächen oder sorgfältige, wenn auch unregelmäßige Aufteilungen der zur Verfügung stehenden Gerölloberflächen.

Trotz aller Anstrengungen ist es, wie D'Errico selbst feststellt, nicht gelungen, der Bedeutung der „Azilienkiesel“ näherzukommen. Deshalb sucht er in der darstellenden Kunst des Azilien und Romanellien Frankreichs, Italiens, Spaniens und anderer Regionen nach Elementen, die eine ikonographische Ableitung der abstrakten Zeichnungen ermöglichen könnten. Leider tragen auch die wenigen Anhaltspunkte kaum zur Entschlüsselung der Gravierungen bei. Die Parallelen sind allzu vage und für den Leser kaum nachvollziehbar. In einem Teil der Gerölle glaubt D'Errico, vielleicht zu Recht, anthropomorphe Elemente erkennen zu können. Andere Motive entziehen sich jeder Interpretation. Eine stärker kunsthistorische Orientierung der Forschungen hätte es vielleicht ermöglicht, die Vergleiche zu vertiefen und die Azilienkunst besser in die allgemeine Entwicklung der urgeschichtlichen Kunst einzubinden. Ein solches Vorgehen unterblieb weitgehend wegen des vor allem methodisch-technisch geprägten Ansatzes der aufwendigen und zeitraubenden Untersuchungen.

Der methodische und dokumentarische Teil des vorliegenden Buches ist ein sehr wesentlicher und bleibender Beitrag zur Technik der Azilienkünstler. Außer A. Marshack hat sich bisher kaum ein Autor in vergleichbar detaillierter Weise bemüht, die Entstehung eiszeitlicher Kunstwerke nachzuvollziehen und anschaulich darzustellen. Deshalb muß man es bedauern, daß D'Errico – aus verständlichen Gründen – nicht auch die wenigen naturalistischen Werke des Spätpaläolithikums untersucht und entsprechend publiziert hat. Obwohl es in der Klein- und Felskunst Spaniens, Frankreichs und Ita-

liens mittlerweile eine ganze Reihe naturalistischer Tierbilder gibt, überwiegt noch immer die Vorstellung, daß die Kunst des Magdalénien jäh und ohne Nachfolge mit dem Beginn des Spätpaläolithikums abgebrochen sei. Gute Abbildungen hätten dazu beitragen können, diese landläufige Auffassung zu korrigieren. Aber das war ja erklärtermaßen nicht das Ziel des Autors.

Christian Züchner, Erlangen

SOPHIE A. DE BEAUNE: *Les galets utilisés au Paléolithique supérieur. Approche archéologique et expérimentale*. 298 S. mit 107 Abb., 21 Tab. und 71 Taf., XXXII^e supplément à Gallia Préhistoire, Paris 1997.

In einem einleitenden Kapitel stellt die Verfasserin zu Recht fest, daß noch heute die meisten Autoren die Typologie und Technologie von Silex- und Knochengeräten in den Vordergrund ihrer Forschungen stellen. Sehr viel seltener sind dagegen Untersuchungen zur Verwendung eben dieser Geräte und zu oft unscheinbaren Gegenständen, die sonst noch bei Ausgrabungen geborgen werden. Sieht man einmal von Farbstoffen, Fossilien oder Mineralien ab, handelt es sich dabei meist um Objekte aus unterschiedlichen, ortsfremden Felsgesteinen. Das können Lampen und steinerne Näpfe sein (vgl. S. A. de Beaune: *Lampes et godets au paléolithique*, XXII^e supplément à Gallia Préhistoire, Paris 1987), diverse Reib- und Mahlsteine oder Gerölle, die Narbenfelder und ähnliche Arbeitsspuren aufweisen. Der mühevollen und scheinbar undankbaren Aufarbeitung eben dieser Kategorie von Funden hat sich de Beaune unterzogen, mit großem Erfolg und interessanten Ergebnissen.

Thema des vorliegenden Buches sind kleine, flache, meist längliche Gerölle aus Schiefer, Mergel und Kalkstein von kaum mehr als 10 cm Länge. Sie tragen an einem oder beiden Enden der flachen Seiten, selten an der Peripherie oder in der Mitte, Felder von kleinen, länglichen Kerben. In der Literatur werden sie gewöhnlich den Retuscheuren zugeordnet und als „compresseurs“ bezeichnet, also als Geräte, mit denen Retuschen abgedrückt, nicht abgeschlagen wurden. Diese Interpretation hat sich allgemein eingebürgert, obwohl ihre Verwendung und die bei der Benutzung entstehenden Arbeitsspuren nicht experimentell nachgeprüft worden sind.

Bei ihren Untersuchungen geht de Beaune von dem ungewöhnlich reichen Material von Isturitz aus. In den Siedlungshorizonten dieser Pyrenäen-Höhle, die das gesamte Jungpaläolithikum umfassen, wurden 158 solcher „benutzter Gerölle“ geborgen. Die Geräte werden nach Rohmaterial, Arbeitsspuren, Vorkommen in den Schichten und ähnlichen Gesichtspunkten analysiert. Daran schließt sich ein Katalog entsprechender Gerölle aus Frankreich, Spanien, Mittel- und Osteuropa an. Er ist sehr umfangreich, kann aber natürlich nicht vollständig sein, schon deshalb, weil Gerölle mit Narbenfeldern in der Regel nicht oder nur in einer Auswahl publiziert worden sind. Das gilt in noch stärkerem Maße für einen Katalog von Knochen mit entsprechenden Marken. So wird dieser „Annexe II“ auch nur als „Esquisse d'un inventaire“ geführt.

Ein eigener Abschnitt des Buches ist der Interpretation der Funde gewidmet. Umfangreiche Experimente belegen, daß die Gerölle nicht als Retuscheure oder Drucksteine (compresseurs) verwendet worden sein können, weil diese Arbeiten ganz andere Spuren hinterlassen hätten. Offensichtlich haben sie als kleine Steinhämmerchen (Schlägel, Maillets) gedient, mit denen Stichel, Bohrer oder einfache Klingen ähnlich wie Meißel oder Stechbeitel über das Werkstück getrieben worden sind, um gezielt, mit indirektem Schlag, Knochen, Elfenbein und Geweih, vielleicht auch Leder, zu bearbeiten. Nur so konnten die beobachteten Arbeitsmarken entstehen, und nur bei der Arbeit an organischen Materialien wurden die Silexgeräte durch den Schlag nicht sofort zerstört. Kratzer und „Pièces esquillées“, die ja gerne als Meißel gedeutet werden, lassen sich für diese Arbeiten nicht verwenden. Sie scheinen anderen Zwecken gedient zu haben. Die Autorin hat, allerdings ohne großen Erfolg, auch an Silexgeräten und Knochenartefakten nach Bearbeitungsspuren gesucht, wie sie bei den Experimenten entstanden waren; Schuld daran mögen ungünstige Erhaltungsbedingungen und die Nichtbeachtung entsprechender Details durch die Ausgräber sein. Immerhin fällt auf, daß in Stationen mit einer reichen Knochenindustrie auch die Gerölle mit Narbenfeldern gehäuft auftreten. Für die Richtigkeit der Forschungsergebnisse sprechen nach unserer Meinung auch praktische Überlegungen. Jeder, der einmal Holz oder vergleichbare Materialien bearbeitet hat, weiß, daß die Verwendung von Hammer und Meißel oder Stechbeitel selbst bei feinsten Arbeiten zu viel besseren Ergebnissen führt als ein freihändig geführtes Schnitzmesser, so scharf es auch sein mag.

Das umfangreiche und gut ausgestattete Werk sollte Anstoß dazu geben, auch unscheinbaren Zeugnissen menschlicher Tätigkeit in Zukunft verstärkt Aufmerksamkeit zu schenken. Denn sie tragen manchmal mehr zum Verständnis eiszeitlicher Technologie bei, als die fertigen Geräte, Waffen und Kunstwerke, an denen alle Bearbeitungsspuren getilgt worden sind.

Christian Züchner, Erlangen

MARC DEVIGNES: *Inventaire des mégalithes de la France 9 – Gironde*. 216 S. mit 120 Abb. und 21 Phototaf. I^{er} supplément à Gallia Préhistoire, Paris 1995.

Der vorliegende Band ist die neunte Folge der oben genannten Reihe, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, die einzelnen Megalithbauten eines Départements in Form eines auswertenden Kataloges vorzustellen. In den letzten acht Bänden wurden die Megalithbauten aus den Départements Indre-et-Loire (1963), Maine-et-Loire (1967), Loir-et-Cher (1974), Région parisienne (1975), Lot (1977), Deux-Sèvres (1980), Aveyron (1983) und Puy-de-Dôme (1983) behandelt. Es ist begrüßenswert, daß – nach 12-jähriger Pause – der 9. Band erschienen ist. Dieser befaßt sich mit den Megalithmonumenten des Département Gironde der südwest-französischen Atlantikküste um Bordeaux und dem Mündungsgebiet der Garonne und Dordogne. Da das atlantische Küstengebiet Frankreichs besonders reich an den verschiedensten megalithischen Hinterlassenschaften ist, ist die Vorlage der einzelnen Bauten aus dem bisher als fundarm geltenden Gebiet, welches mit 10 000 km² das größte der französischen Départements ist, für die Urgeschichtsforschung von bleibendem Wert.

Es konnte gezeigt werden, daß aus dieser angeblich fundarmen Region an die hundert Megalithbauten überliefert sind, von denen ca. 62 als authentische, d.h. als neolithische bzw. chalkolithische Anlagen gelten dürfen (Verbreitung: Abb. 93). Da viele Bauten nur unvollständig erhalten oder heute ganz zerstört sind und viele auch kaum Funde erbrachten, ist die Zuweisung von ca. 36 Monumenten fraglich. Die Mehrzahl der Anlagen findet sich im nordöstlichen Teil des Département und zwar in der Region „Entre-deux-mers“, dem „Zwischenstromland“ zwischen Dordogne und Garonne. Nur ein einziges Megalithmonument, ein heute zerstörtes Ganggrab (Nr. 23), ist aus unmittelbarer Küstennähe bekannt.

Nach einer kurzen Einführung in die Geographie und Geologie des zu behandelnden Raumes wird das Fundgut der in der Gironde vertretenen neolithischen und chalkolithischen Kulturgruppen vorgestellt. Nach einem forschungsgeschichtlichen Überblick folgt das Corpus der einzelnen Megalithbauten, das nach Gemeinden geordnet ist. Hier werden die erfaßten Objekte („Dolmen“, „Menhir“ und „Cirle de pierre/ cromlech“) genau lokalisiert, beschrieben und abgebildet. Es wird der Erhaltungszustand angegeben und – falls Grabungen, Untersuchungen bzw. Zerstörung erfolgten – diese mit Zeitangaben erwähnt. Auch die aus den Anlagen getätigten Funde werden erfaßt und abgebildet.

Etwas verwirrend für einen Nichtfranzosen ist, daß sowohl im Katalog als z.T. auch in den Abbildungen sämtliche Gräber nach konventioneller, französischer Terminologie als „Dolmen“ angesprochen werden, eine Bezeichnung, die außerhalb Frankreichs sich heute zumeist nur auf die einfacheren und kleineren Grabbauten bezieht, während die größeren Bauten hier als Ganggrab (passage-grave) oder Galleriegrab (gallery-grave) bezeichnet werden.

In dem auf den Katalog folgenden auswertenden Teil werden diese „Dolmen“ jedoch nach den oben genannten Typen differenziert. Wir erfahren, daß die meisten Gräber dem Galerie- bzw. „Allée couverte“-Typ angehören. Nur drei Exemplare im Norden der Gironde (Verbreitung: Abb. 94) dürfen als „Ganggräber“ gelten, die hier als „Dolmen à couloir“ bezeichnet werden, aber nicht mit einem Gangdolmen verwechselt werden sollten. Während eines dieser Gräber unmittelbar an der Atlantikküste lag (s.o.), sind die beiden anderen – aus dem Mündungsbereich der Gironde – ebenfalls direkt mit dem Atlantik verbunden. Diese drei Gräber werden gemeinsam mit Steinkammergräbern unter Großhügeln („Grands tumulus à sépulture primaire en coffre“) des Typ Bernet (Verbreitung: Abb. 94) als die ältesten Megalithbauten der Region angesehen und dem Mittelneolithikum zugewiesen. Bei dem Typ Bernet handelt es sich um kleinere Bauten, die eher unserem Begriff eines „Dolmens“ entsprechen, die hier aber keine Funde erbrachten.

Als wahrscheinlich jünger gelten die „allées couvertes“ (L. ca. 8–14 m), die in zwei Haupttypen: „allées d'Aquitaine“ und „allées couvertes girondines“ (Verbreitung: Abb. 95) untergliedert werden. Während erstere typologisch eine Mischform zwischen Gang- und Galleriegrab bilden und Parallelen in den benachbarten Regionen, u.a. auch auf der Iberischen Halbinsel, haben, sind die „allées couvertes girondines“ typische „allées couvertes“, die zwar mit den klassischen Exemplaren aus dem Pariser Becken und der Bretagne eng verwandt sind, jedoch einige regionale Besonderheiten aufzeigen. Es ist bemerkenswert, daß auch hier – wie in der Bretagne – die „allées couvertes“ mehr im Landesinneren, die Ganggräber hingegen im unmittelbaren Küstenbereich angesiedelt sind. Der Beginn beider Formen der „allées couvertes“ wird vorsichtig an den Übergang von Mittel- zu Spätneolithikum datiert. Eine genauere Datierung ist auf Grund der meist spärlichen und oft wenig aussagekräftigen Funde nicht möglich. Da einige der Gräber Glockenbecherinventare erbrachten, muß mit einer Belegung bis an den Beginn der Bronzezeit gerechnet werden.

Als z.T. gleichzeitig mit den „allées couvertes“ werden die meisten der sich fast immer in Höhenlagen befindenden, isoliert stehenden Menhire angesehen (Verbreitung: Abb. 120). Von diesen gelten 16 Exemplare als authentisch, weitere 20 werden als mehr oder weniger fragwürdig interpretiert. Wie auch die „allées couvertes“ befinden sich die Menhire zumeist im NO des Département. Ihre erhaltene Höhe variiert zwischen 0,3 und 5,20 m, wobei letzteres Exemplar, der 5,20 hohe Menhir von Saint-Sulpice-de-Faleyrens bei Libourne, der höchste erhaltene Menhir Südwest-Frankreichs ist.

Nur ein einziger aus dem 19. Jh. überlieferter, schon 1830 zerstörter, Steinkreis („cromlech“) „La Capère“ aus Landiras (Nr. 28) kann mit einiger Sicherheit als authentisch angesehen werden. Der Steinkreis aus dem „Jardin Public“ in Bordeaux, obwohl authentisch, wurde hier erst 1885 errichtet, aber aus dem nördlichen Medoc importiert. Ebenfalls haben sich im Département Gironde keine Steinreihen („Alignements“) erhalten und die Authentizität der aus älterer Literatur genannten Exemplare ist heute nicht mehr zu belegen.

Die Fundkomplexe aus den einzelnen Gräbern werden im auswertenden Teil ebenfalls noch einmal zusammenfassend behandelt. Besondere Aufmerksamkeit widmet der Autor rätselhaften, ca. 20 cm langen, ankerförmigen Knochenobjekten, die aus 6 aquitanischen Fundstellen bekannt (Verbreitung: Abb. 97) sind. Sie sind außerhalb dieser Fundprovinz bisher noch nicht nachgewiesen. Als Parallelen werden sowohl mit Ankern verzierte Stelen von der Iberischen Halbinsel als auch die neolithischen, ankerförmigen Tonanhänger aus dem Mittelmeerraum herangezogen.

Der vorliegende Band bietet nicht nur eine hervorragende Übersicht über die Megalithbauten der Gironde, sondern bereichert die Forschung ebenfalls durch seine ausführlichen auswertenden Kommentare, in denen nicht nur Funde aus dem Arbeitsgebiet, sondern auch anzuschließende Formen aus anderen Regionen zum Vergleich herangezogen werden. Es bleibt zu hoffen, daß bis zu dem Erscheinen des nächsten Bandes in dieser Reihe nicht wiederum mehr als ein Jahrzehnt vergeht und daß in nicht allzu ferner Zeit ein Gesamtkatalog der französischen Megalithbauten und ihrer Funde vorliegt.

Sabine Gerloff, Erlangen